

Ein 200-jähriger Konflikt im Nordkaukasus *Russen und Tschetschenen – im Teufelskreis der Gewalt*

Von Ekkehard Kraft*

In historischer Perspektive erscheint der Krieg in Tschetschenien wie die jüngste Episode eines über 200 Jahre alten Konflikts zwischen dem nordkaukasischen Volk und dem russischen Staat. Nach dem Ende des ersten Tschetschenienkrieges gelang es dem gewählten Präsidenten Maschadow nicht, in der de facto unabhängigen Republik geordnete Verhältnisse und ein staatliches Gewaltmonopol zu errichten.

Das Moskauer Geiseldrama hat den fast vergessenen Krieg im Kaukasus wieder ins Bewusstsein der internationalen Öffentlichkeit gerückt. Vor einem grösseren zeitlichen Horizont mutet dieser Krieg indes wie die jüngste Episode eines über 200 Jahre alten Konflikts zwischen den Tschetschenen und dem russischen Staat an. Russland war seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in die Kaukasusregion vorgedrungen, wobei es zuerst den Nordwesten (Kabardei, Ossetien) und die transkaukasischen Gebiete (Georgien, Armenien, Aserbeidschan) eroberte.

Um den Zugang dorthin zu sichern, mussten die Völker des Nordkaukasus unterworfen werden. Um dieses Ziel zu erreichen, war Russland bereit, jahrzehntelang bis zu über 300 000 russische Soldaten gegen wenige tausend einheimische Kämpfer einzusetzen und Jahr für Jahr Verluste in Höhe von 10 000 bis 30 000 Mann in Kauf zu nehmen, von den finanziellen Kosten, die den Staatshaushalt exorbitant belasteten, ganz zu schweigen.

Widerstand unter dem Banner des Islam

Einigendes Band der nordkaukasischen Völker in Tschetschenien und Dagestan bei ihrem Kampf gegen die russischen Truppen war der Islam, der sich gerade bei den Tschetschenen erst wenige Jahrzehnte zuvor endgültig etabliert hatte. Unter georgischem Einfluss waren sie im Mittelalter zum Teil christianisiert worden, aber noch bis in die frühe Neuzeit hatte sich daneben Vorchristliches behaupten können.

Von Dagestan her, das seit dem 8. Jahrhundert in engem Kontakt mit der arabischen Welt gestanden hatte, breitete sich dann seit dem 16. Jahrhundert der Islam unter den Tschetschenen aus. Getragen wurde diese Mission durch die Sufi-Bruderschaften der Nakschbandi und Kadiri, die sich gut an die Clanstrukturen der Tschetschenen anzupassen verstanden.

Angeführt von dem tschetschenischen Sufi-Scheich Mansur Uschurma, erhoben sich Tschetschenen und Dagestaner 1785 erstmals unter dem einenden Banner des Islam gegen die russische Herrschaft. Zur Legende wurde dann der 1834–1859 von dem Imam Schamil (einem dagestanischen Awar) geführte Kampf, dessen Rückgrat die Sufi-Bruderschaften mit ihrem unbedingten Gehorsam der Schüler (Muriden) gegenüber ihrem Lehrer bildeten. Schamil errichtete einen islamischen Staat mit straffen administrativen Strukturen und geregelter Finanzwesen. Nach seiner Niederlage und der endgültigen Etablierung der russischen Herrschaft emigrierten Hunderttausende von Kaukasierern ins Osmanische Reich, darunter auch viele Tschetschenen, deren Nachfahren heute noch im Nahen Osten, vor allem in der Türkei, in Jordanien und Syrien, leben.

Kleinkrieg gegen das Sowjetregime

Nach der Februarrevolution 1917 nutzten die utochthonen Völker das Machtvakuum und ründeten im Mai 1918 ihre unabhängige Nordkaukasische Republik. Nach deren Zerschlagung durch die Bolschewisten formierte sich 1920, wiederum unter Führung der Sufi-Bruderschaften und unter Mitwirkung jener Cläns, die bereits unter Schamil gekämpft hatten, in Tschetschenien und Dagestan der Widerstand, der sich im zähen Kleinkrieg im unzugänglichen Gebirge noch einige Zeit behaupten konnte. In den zwanziger und dreissiger Jahren folgten weitere kleinere und grössere Rebellionen.

1940 brach erneut eine Revolte aus, deren Anführer in den 1942 näher rückenden deutschen Truppen potenzielle Verbündete sah. Dies lieferte Stalin den Vorwand, die Tschetschenen der Kollaboration mit den Deutschen zu beschuldigen und zusammen mit anderen Völkern 1944 nach Zentralasien zu deportieren. Erst 1957 durften sie in ihre Heimat zurückkehren. Traditionell Bauern und Krieger, waren die Tschetschenen im kasachi-



schen Exil notgedrungen auch zu Händlern geworden. Nicht zuletzt um sie mit der sowjetischen Herrschaft auszusöhnen, gewährte man ihnen einige Privilegien, die ihnen wirtschaftliche Vorteile verschafften, wie den Privatbesitz von Immobilien und Vieh sowie gewisse Handelsfreiheiten. In Verbindung mit ihrer von Clan- und Familiensolidarität geprägten Sozialstruktur konnten sie so auf dem Schwarzmarkt bald eine führende Position erringen.

* Der Verfasser ist Historiker, er lebt in Dossenheim (Deutschland).

Im kasachischen Exil waren die Sufi-Bruderschaften zum bedeutendsten Faktor tschetschenischer Identität geworden. Die Versuche der anti-religiösen Propaganda, die Stellung des Islam in Tschetschenien zu unterminieren, scheiterten. Eine Infiltration von KGB-Agenten in die Sufi-Bruderschaften erwies sich auf Grund von deren strengen Schweigegeboten als äusserst schwierig. Der Nordkaukasus und insbesondere Tschetschenien galt somit als die am meisten von muslimischer Frömmigkeit geprägte Region der Sowjetunion. Das Familienleben wurde hauptsächlich durch Gewohnheitsrecht (Adat) und islamisches Recht (Scharia) geregelt, ja selbst kriminelle Vergehen wurden kaum nach dem offiziellen Strafrecht geahndet. Obwohl nur wenige Moscheen geöffnet waren und lediglich eine Handvoll muslimischer Geistlicher zur Verfügung stand, unterlief die nicht unbedingt auf Moscheen angewiesene Sufi-Frömmigkeit mit ihren eigenen Ritualen

die staatliche Politik. Die Perestroika erreichte Tschetschenien erst 1989 und führte alsbald dazu, dass überall Moscheen und Koranschulen neu eröffnet oder gebaut wurden. Trotz allem hielten sich die nun legalen Bruderschaften aus der Politik weitgehend zurück; die neu gegründeten islamischen Parteien gewannen nur begrenzten Einfluss.

Die neue Unabhängigkeitsbewegung beruhte nicht mehr wie im 18. und 19. Jahrhundert auf einer von Stammeszugehörigkeit und Religion bestimmten Identität, sondern in erster Linie auf einem infolge der sowjetischen Nationalitätenpolitik entstandenen und auf sprachlich-ethnischen Kriterien beruhenden tschetschenischen Nationalbewusstsein. Moskau hatte die 1921 gegründete Autonome Sozialistische Sowjetrepublik (ASSR) der Bergvölker bald wieder aufgelöst und den Nordkaukasus anhand «sprachnationaler» Kriterien territorial neu gegliedert. So war auch die Tschetschenisch-Inguschische ASSR entstanden – Inguschen nannten die Russen jene tschetschenischen Stämme, die sich nicht am Kampf Schamils beteiligt hatten.

Der im November 1990 von rund 1000 Delegierten in Grosny gegründete «Nationalkongress des tschetschenischen Volkes» entwickelte sich zur führenden politischen Bewegung. Die Tatsache, dass die KP der Tschetschenisch-Inguschischen ASSR auf allen Ebenen von Russen dominiert wurde, obwohl der Anteil der Ostslawen an der Bevölkerung 1989 nur noch bei 24,3 Prozent lag, verschärfte den antirussischen Akzent.



Schamil, der legendäre Anführer der nordkaukasischen Widerstandskämpfer gegen die zaristischen Truppen im 19. Jahrhundert. (Stich aus: Horschelt's Bilder aus dem Kaukasus / Ullstein)

Dudajew erklärt die Unabhängigkeit

An die Spitze des Exekutivkomitees des Nationalkongresses wurde jener Mann gewählt, der in der Folge beharrlich die Unabhängigkeit Tschetscheniens verfolgen sollte: der Luftwaffengeneral Dschochar Dudajew. Am 15. September 1991 gelang es dem Nationalkongress, in Grosny die durch ihre Unterstützung des Moskauer Augustputsches blossgestellte kommunistische Führung von der Macht zu verdrängen. Dudajew, bis 1991 selbst KP-Mitglied, wurde am 27. Oktober zum Präsidenten der Republik gewählt und erklärte kurz darauf Tschetschenien für unabhängig. Moskau versuchte Dudajew von innen – durch Unterstützung der innertschetschenischen Opposition und Destabilisierungsversuche – und aussen unter Druck zu setzen.

Die militärischen Drohgebärden mündeten im Dezember 1994 in den Einmarsch der russischen Armee. Als dieser erste Tschetschenienkrieg im August 1996 sein Ende fand, war Dudajew selbst ein Opfer des Krieges geworden, die Idee der tschetschenischen Unabhängigkeit aber lebendiger als zuvor. Darin schien sich aber die Gemeinsamkeit der verschiedenen politischen und militärischen Faktionen bereits zu erschöpfen.

Innere Zerrissenheit in Tschetschenien

Im Februar 1997 wurde Aslan Maschadow, der im Sommer zuvor mit seinem einstigen Offizierskameraden Lebed in Chasawjurt den Frieden ausgehandelt hatte, von der Mehrheit der Bevölkerung zum Präsidenten gewählt. Doch der demokratisch legitimierte Präsident konnte sich nicht gegen jene Kräfte durchsetzen, die die eigentlichen Machtfaktoren darstellten: die traditionellen Clanführer und die Warlords, die oft jenseits der Grenze zum kriminellen Banditentum agierten. Selbst der Islam konnte die Gegensätze nicht überbrücken, da sich die offizielle muslimische Hierarchie mit dem Mufti Kadyrow an der Spitze und die islamistischen Gruppierungen in unterschiedener Gegnerschaft gegenüberstanden. Maschadow war stets zu Kompromissen gezwungen und häufig damit beschäftigt, sich lokalen Problemen zu widmen und Zwiste zwischen örtlichen Machthabern zu schlichten. Seine Stellung war letztlich nicht einmal die eines Primus inter Pares.

Das materiell und wirtschaftlich bereits durch den ersten Krieg weitgehend zerstörte Land erhielt von Seiten Russlands nicht die wirtschaftliche und infrastrukturelle Aufbauhilfe, zu der sich Moskau vertraglich verpflichtet hatte. Die einst bedeutende Erdölindustrie wurde von den Warlords ausgeplündert. Staatliche Strukturen waren im Krieg weitgehend untergegangen, es gelang nicht, sie wiederherzustellen. Präsident Maschadow liess es zu, dass bei der Auswahl der Verwaltungskader nicht die fachliche Kompetenz entscheidendes Kriterium war, sondern vor allem der Umstand, dass die jeweiligen Bewerber am Krieg teilgenommen hatten.

Eine kompetente Verwaltung konnte so nicht aufgebaut werden, eher wurden Pfründen an Veteranen verteilt. Von einem staatlichen Gewaltmonopol und öffentlicher Sicherheit konnte keine Rede sein. Morde und Entführungen waren an der Tagesordnung, als besonders attraktive Beute galten den Kidnappern Ausländer, die im Dienst internationaler Hilfsorganisationen ins Land gekommen waren. Die Kriminalität schwappte auch über die Grenzen Tschetscheniens, nach Südrussland und ins angrenzende Dagestan. Als dann im Sommer 1999 der tschetschenische Feldkommandant Schamil Basajew im Namen der islamischen Solidarität in die Nachbarrepublik Dagestan ein- drang, lieferte dies zusammen mit den kurz darauf erfolgten – und bis heute in der Urheberschaft nicht geklärten – Bombenanschlägen Moskau den Anlass, Tschetschenien erneut mit Krieg zu überziehen.

NZZ 23./24. 11. 2002



Eine zerstörte Strasse in der tschetschenischen Hauptstadt Grosny im Februar 1995. (Bild ap)

Russlands Vordringen in den Kaukasus

Historische Parallelen zum Tschetschenien-Krieg

*Von Ekkehard Kraft**

Der Krieg Moskaus in Tschetschenien und seine Begründung hat bei näherer Betrachtung erstaunliche Parallelen in der «Befriedung» des Nordkaukasus im vergangenen Jahrhundert. Betrachtet man dazu die Wahrnehmung des Kaukasus und das Verhalten gegenüber seinen Bewohnern von seiten der Eroberer, stellt man weitere Kontinuitäten fest.

Russlands Begegnung mit dem Kaukasus und seinen Völkern hatte im 16. Jahrhundert ihren Anfang genommen. 1552 war es erstmals zum Austausch von Gesandtschaften zwischen Moskau und kabardinischen Stammesfürsten gekommen; einer von ihnen, Temruk, wurde 1561 sogar der Schwiegervater Zar Iwans IV. und erhielt den Titel eines «Grossfürsten der Kabardei» verliehen. 1563 entstand ein erster militärischer Stützpunkt am Terek. Dieser erste Versuch, im Kaukasus Fuss zu fassen, endete für Moskau mit einer militärischen Niederlage. Fast zwei Jahrhunderte lang bildete der Terek die Grenze. Seit dem 16. Jahrhundert siedelten sich Kosaken entlang dieses Flusses an und verdrängten die einheimische Bevölkerung allmählich aus den fruchtbaren Ebenen im nördlichen Vorland des Kaukasus in die Gebirgsregionen. Trotz ihrer Überfällen auf die muslimische Bevölkerung kam es auch zu freundlichen Beziehungen und mitunter sogar zu Heiraten; die Kosaken wurden in ihrer Lebensweise und ihrem Brauchtum vor allem von den Tscherkessen stark beeinflusst.

Der zweite Vorstoss

Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts setzte Russland seine unterbrochene Expansion fort, sieht man von einem kurzen und erfolgreichen Vorstoss unter Peter dem Grossen 1722 nach Derbent ab. Sowohl das Osmanische Reich als auch Iran waren zu schwach, um sich dem erneut entgegenstellen zu können. Die Kabardei und Ossetien wurden dem Russischen Reich einverleibt, es folgten Georgien, Ostarmenien und Aserbeidschan. Um den Zugang zu diesen neuen transkaukasischen Besitzungen zu sichern, wurde die Unterwerfung des Nordkaukasus im Kampf gegen die aufständischen Muriden in Tschetschenien und Dagestan sowie die Tscherkessen im Westkaukasus zu einer strategischen Notwendigkeit. Um dieses Ziel zu erreichen, war Russland bereit, jahrzehntelang etwa 200 000 russische Soldaten gegen wenige tausend einheimische Kämpfer einzusetzen – nach dem Krimkrieg erreichte die Zahl der eingesetzten Truppen 350 000 Mann – und Jahr für Jahr Verluste in Höhe von 10 000 bis 30 000 Mann in Kauf nehmen. 1844 trat sogar der damalige Finanzminister zurück, als der Zar seinen Forderungen nach Beendigung der militärischen Operationen im Kaukasus, die den Staatshaushalt exorbitant belasteten und ein Hauptfaktor für das Haushaltsdefizit waren, nicht nachkommen wollte.

Die Eroberungspolitik wurde mit Argumenten gerechtfertigt, die man nur als rassistisch bezeichnen kann. Prototyp hierfür war General Jermolow, für den Entgegenkommen in den Augen der «Asiaten» ein Zeichen von Schwäche bedeutete und der dementsprechend rücksichtslos die Region «befriedete»: Ganze Dörfer und Familien wurden bei Strafaktionen ausgelöscht, Frauen als

* Der Verfasser ist Historiker; er lebt in Dossenheim, Deutschland.

Sklavinnen verkauft oder an russische Offiziere verteilt – was das russische Argument, man wolle mit der Eroberung des Kaukasus dem Übel des Sklavenhandels ein Ende bereiten, nebst anderen, die eine zivilisatorische Mission suggerierten, ad absurdum führte. Jermolows Nachfolger und Bewunderer Grekow, für den die Einheimischen nichts als Schurken, Räuber und Betrüger waren, sollte ihn in der Brutalität noch übertreffen.

Diese Terrorpolitik wirkte indessen kontraproduktiv, forderte den Hass und die Rache der Einheimischen heraus und machte sie immun gegen weiteren Terror. Differenziertere Strategien einer friedlichen Durchdringung durch gute Beziehungen und Handel, wie sie nach 1830 General Rosen vorschlug, wurden von Zar Nikolaus I. kategorisch abgelehnt. Militärisch gelang es den russischen Truppen zwar, unter grossen Verlusten die Aufstände immer wieder niederzuschlagen; stets brachen sie jedoch von neuem aus, und als die Bergvölker unter der Führung Schamils sich gänzlich auf die Guerillataktik verlegten, wurde es für die russische Seite noch schwieriger, ihrer Herr zu werden. Mit dem Mittel der «verbrannten Erde» wollte sie die einheimische Bevölkerung dazu veranlassen, entweder in die unter russischer Kontrolle stehenden fruchtbaren Gebiete im Norden auszuweichen oder sich ins karge Gebirge zurückzuziehen, wo der Hunger sie schliesslich zur Aufgabe zwingen würde.

Aber selbst dann dauerte es noch Jahre, bis die grosse Erhebung niedergeschlagen werden konnte. Damals (wie heute) waren die russischen Generäle optimistisch bei den Voraussagen ihres Erfolges, vertrauten auf ihre eigene Stärke und unterschätzten den Gegner, den sie im übrigen – auch diese Tradition hat sich gehalten – mitunter selbst mit Waffen belieferten. Der Zar war ungeduldig und erwartete, dass die Armee, die Napoleon vernichtet hatte, rasch mit ein paar «Räuberbanden» fertig werden würde. Die geographisch-klimatischen Bedingungen, die ein offensives Vorgehen in offener Feldschlacht verhinderten, die unzureichenden Landeskenntnisse, die inkompetenten Einmischungen aus St. Petersburg, die schlechte Ausbildung und Ausrüstung der Armee, durch mangelnde Kampfmoral und Desertionen geschwächt, während ihr auf der anderen Seite ein hochmotivierter Gegner gegenüberstand, all dies begründete die russischen Misserfolge. Dass es nach vierzig Jahren tatsächlich gelang, die Kaukasier zu bezwingen, lag zum einen an dem unbedingten Willen, ohne Rücksicht auf die Kosten – finanzieller wie menschlicher Natur –, den Kaukasus zu unterwerfen, zum anderen an der nach so langer Zeit der Entbehrungen aufgezehrten Widerstandskraft der Bergvölker.

Forschung und Literatur

Die Anfänge der russischen Kaukasusforschung Ende des 18. Jahrhunderts wurden natürlich von staatlichem Interesse gefördert. Die ethnographische Beschäftigung mit den kaukasi-

schen Bergvölkern reproduzierte oft genug jene Klischees von den «wilden» und «räuberischen» Bergvölkern, die nur primitive Formen politischer und sozialer Organisation kannten und Krieg und Kampf als wichtigsten Lebensinhalt ansahen. Dabei war der Krieg in jener Region keineswegs ein Dauerzustand, sondern gerade durch die russische Invasion hervorgerufen worden, die eine jahrhundertelange Koexistenz der kaukasischen Ethnien zerstörte. Vereinzelte Stimmen bezogen indessen gegen jene unwissenschaftlichen Stereotypen Stellung und wussten die kulturellen Leistungen der Bergvölker zu würdigen.

Das Kaukasusbild der russischen Literatur speiste sich aus diesen ethnographischen Werken wie aus eigenem Erleben; viele russische Dichter hatten als Offiziere im Kaukasus gedient. Mindestens genauso gross bei der dichterischen Gestaltung des Kaukasus zu einem romantischen Topos war der Einfluss der westeuropäischen Romantik, die die Gebirgslandschaft als literarisches Motiv entdeckt hatte. Der Kaukasus wurde somit zu einer imaginären poetischen Landschaft, vor deren exotischer Kulisse sich die romantischen Seelendramen entfalten können. Puschkins Poem «Der kaukasische Gefangene», das im Epilog Jermolow als Befrieder des Kaukasus feiert, diente zahlreichen weiteren Dichtungen als Vorbild. Lermontows Roman «Ein Held unserer Zeit» spielt im Kaukasus; sein «Kosakenwiegenlied», in dem es heisst «der böse Tschetschene schleicht ans Ufer und wetzt seinen Dolch», wurde kürzlich sogar von Jacques Chirac in der Fernsehdebatte vor den französischen Präsidentschaftswahlen als Lesefrucht aus Jugendjahren zum Tschetschenien-Krieg zitiert.

Trotz aller Kritik am russischen Vorgehen und Sympathien für die autochthonen Völker wurde Russlands Mission im Kaukasus letztlich nicht in Frage gestellt. Der Dramatiker Gribojedow, Augenzeuge einer jener Strafexpeditionen Jermolows, liess bei aller Kritik an der brutalen Vorgehensweise doch Verständnis erkennen, da man sich in Asien befinde, «wo schon das Kleinkind nach dem Messer greift». Die schärfste Kritik am

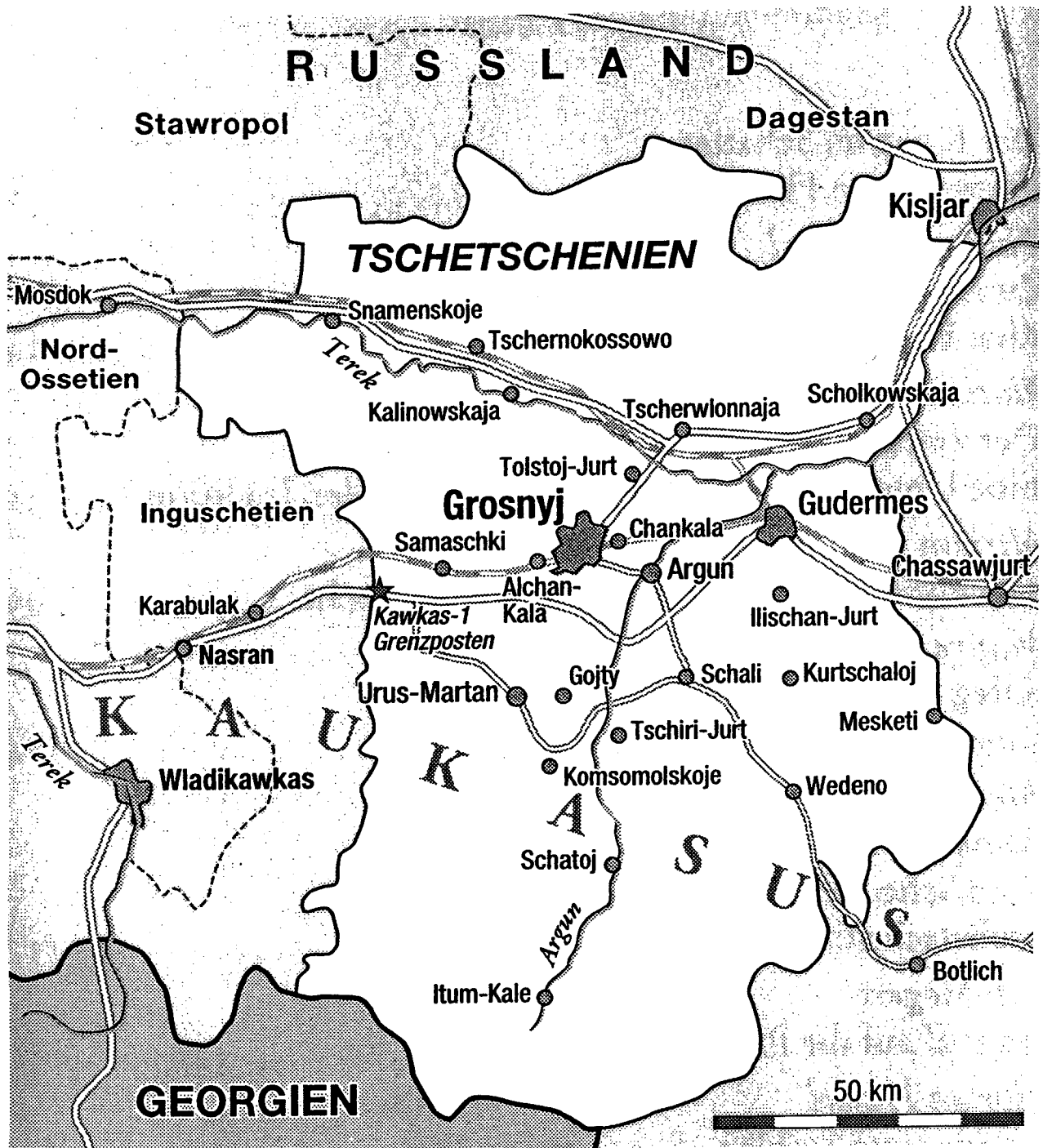
russischen Kolonialismus im Kaukasus übte Tolstoi in seiner Erzählung «Hadschi Murat», die vor dem Hintergrund des Muridenaufstands unter Schamil spielt. An die Stelle des «wilden Asiaten» tritt hier ein Rousseauscher «edler Wilder», der den dekadenten russischen Eroberern gegenübergestellt wird. Trotz aller Rücksicht Tolstojs auf ethnographische Genauigkeit bei der Darstellung ist aber auch er weniger darum bemüht, die Kaukasier zu verstehen, als sie als Projektionsfläche eigener Ideen und Vorstellungen zu gebrauchen.

Alte und neue Klischees

Die Machtübernahme durch die Bolschewiken liess die alten Stereotypen nicht verschwinden; der stärker als anderswo verwurzelte und praktizierte Islam sowie der Widerstand gegen die Zwangskollektivierung der Landwirtschaft machte die Nordkaukasier zusätzlich zum bevorzugten Objekt von GPU und NKWD. Stalin wandte 1944 ein Mittel an, das bereits 1834 ein zaristischer Beamter namens Subow in einem Buch über den Kaukasus als Mittel zur endgültigen «Befriedung» vorgeschlagen hatte: die Deportation der nordkaukasischen Völker.

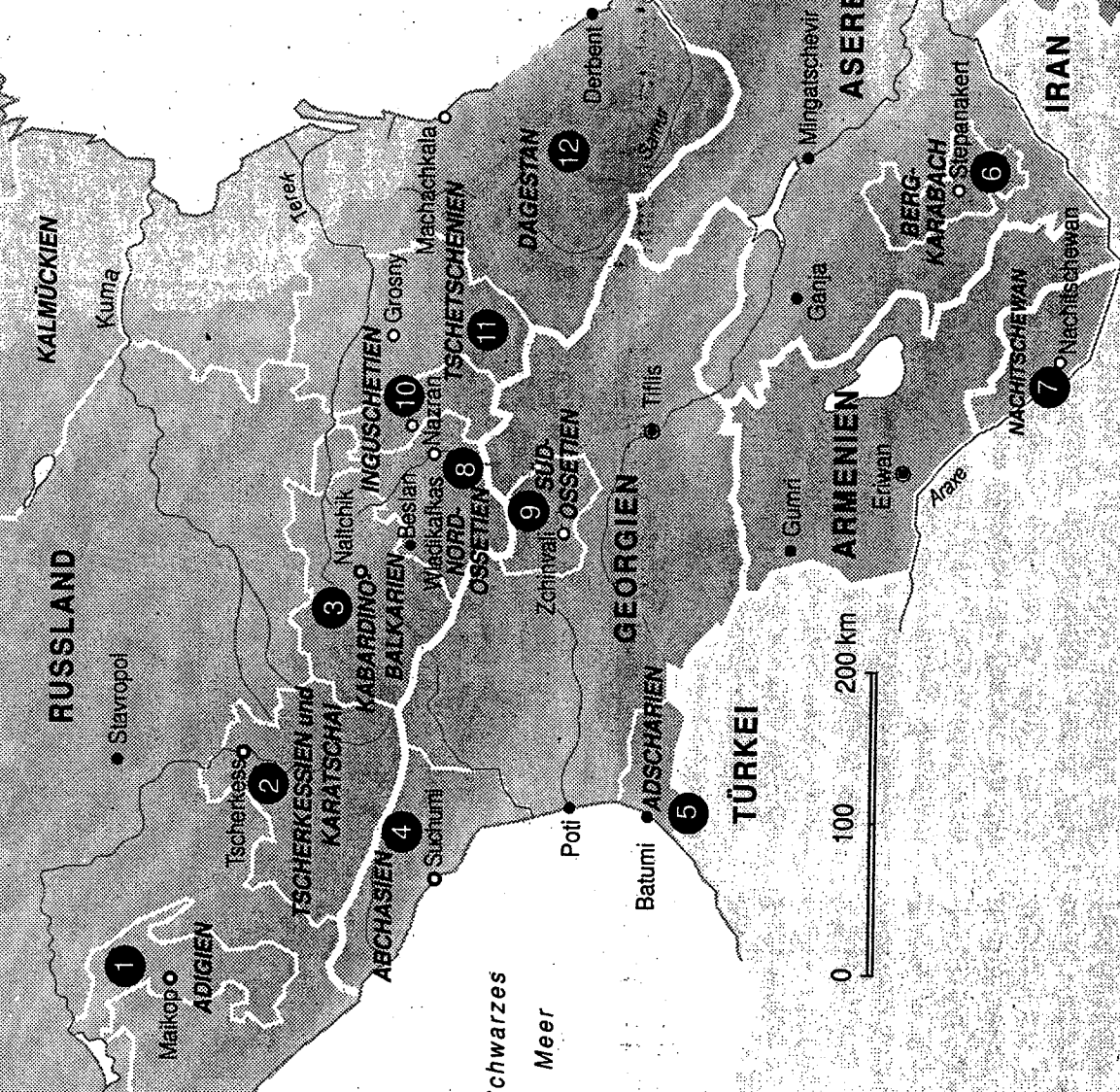
Das Klischee von den «räuberischen Bergstämmen» hat sich in jüngerer Zeit in jenes von den «kaukasischen Mafiosi» gewandelt. «Personen kaukasischer Nationalität» (eine Wortbildung analog den «Personen jüdischer Nationalität»), wegen der bei ihnen vorherrschenden Haarfarbe auch «Schwarze» genannt, gelten in Moskau und anderen russischen Städten per se als verdächtig und werden für den schlechten Zustand Russlands verantwortlich gemacht. Moskaus Bürgermeister Luschkow forderte die Moskauer dazu auf, sich vor ihnen zu schützen. Als im Oktober 1993 Moskau im Zusammenhang mit den Auseinandersetzungen zwischen Jelzin und dem Parlament von Omon-Truppen aus der Provinz bevölkert war, verhafteten diese – sozusagen prophylaktisch – wahllos und ohne Grund Kaukasier und lieferten sie auf den Polizeirevieren der Stadt ab.

NZZ 21.6.95



Völker, Sprachen und Religionen im Kaukasus

- 8 NORDOSSETIEN**
Osseten (iranischsprachig, mehrheitlich christlich, muslimische Minorität), Russen, Inguschen (kaukasische Muslime).
- 9 SÜDOSSETIEN**
Osseten (iranischsprachige Christen, muslimische Minderheit), Georgier (kaukasische Orthodoxe).
- 10 INGUSCHETIEN**
Inguschen (kaukasische Muslime), Russen.
- 11 TSCHETSCHENIEN**
Tschetschenen (kaukasische Muslime), Russen.
- 12 DAGESTAN**
dagestanische Gruppen (Awaren, Darginer, Lesgier, Laken...) und turksprachige Muslime (Kumyken, Nogaler), Russen.

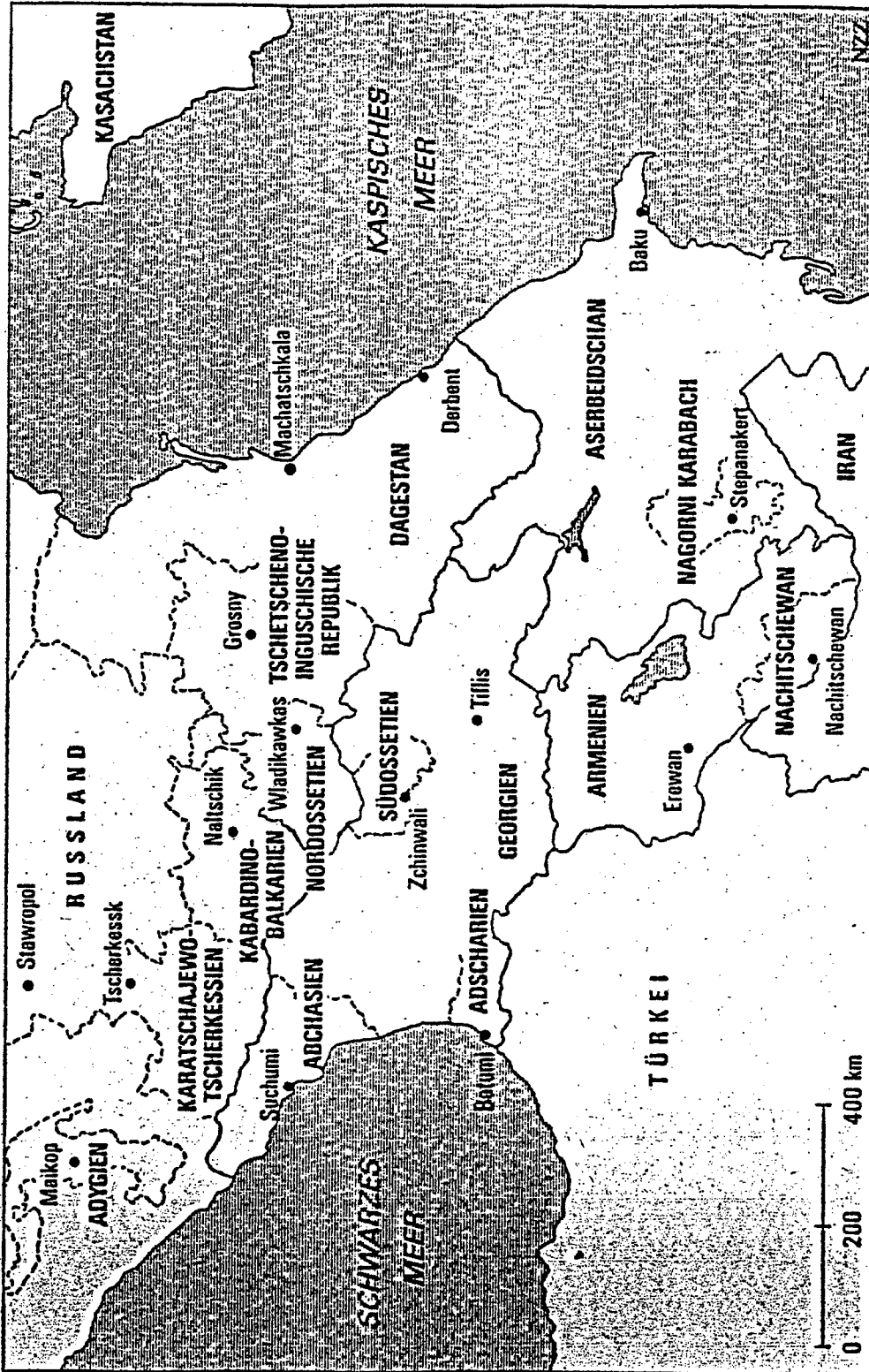


- 1 ADIGIEN**
Russen und Ukrainer (orthodoxe), Adigeler (kaukasische Muslime).
- 2 TSCHERKESSIEN und KARATSCHAI**
Karatschaier (turksprachige Muslime), Tscherkessen (kaukasische Muslime), Russen.
- 3 KABARDINO-BALKARIEN**
Karbadianer (kaukas. Muslime), Balkaren (turksprachige Muslime), Russen.
- 4 ABCHASIEN**
Abchassen (Kaukasier, mehrheitlich Christen, muslimische Minderheit), Georgier (kaukasische Orthodoxe), Armenier, Russen.
- 5 ADSCHARIEN**
Georgier (kaukasische Muslime) Russen.
- 6 BERG-KARABACH**
Armenier (orthodoxe Christen) Kurden (Yesiden).
- 7 NACHITSCHEWAN**
Azeri (turksprachige Muslime).

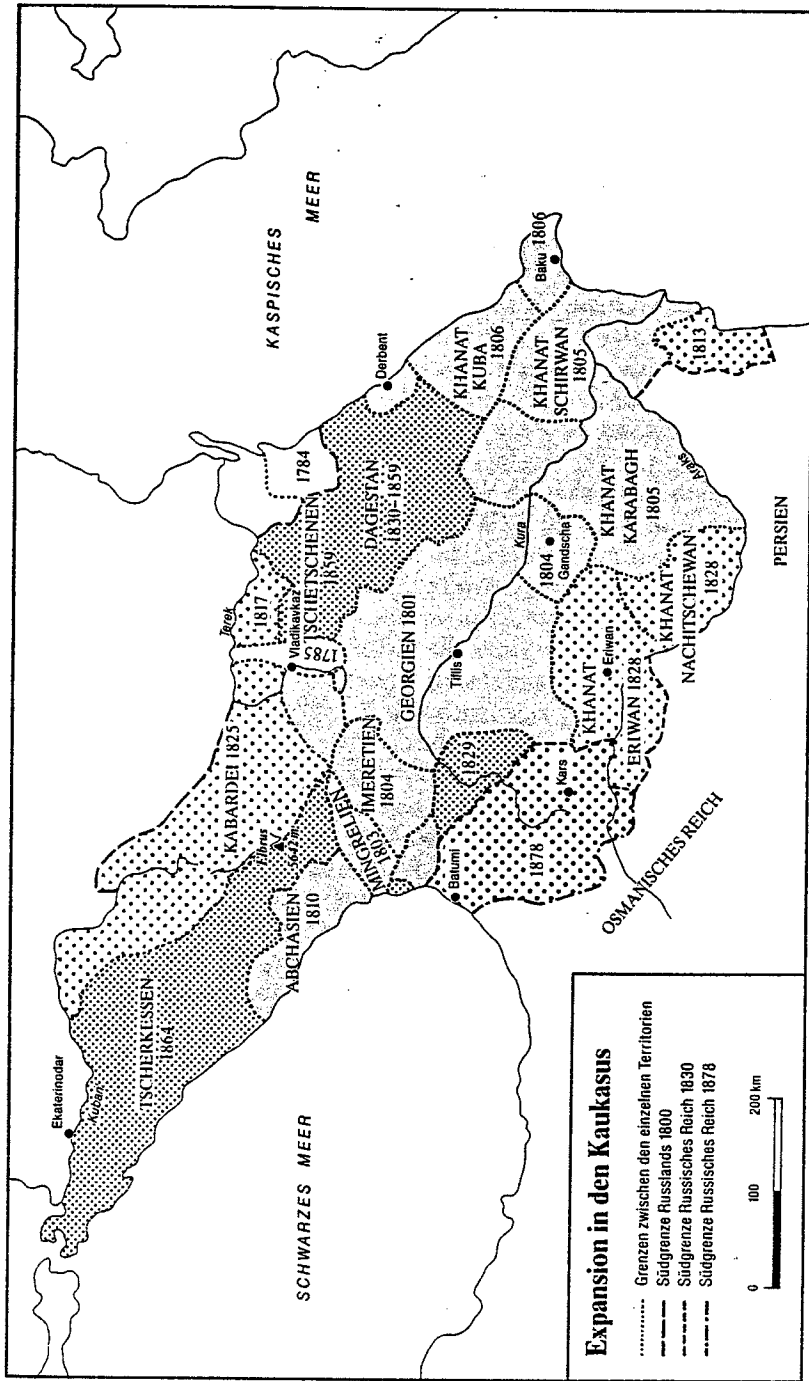
Kaspisches Meer

Schwarzes Meer





16.1.77. 1. 93



Karte 5

*Koppeles, Vielvölkerreich,
S. 143*

ZENTRALASIEN

Kasachstan

14,9 Mio. Einwohner (53 % Kasachen, 30 % Russen, 3,7 % Ukrainer, 2,5 % Usbeken, 2,4 % Deutsche, 1,7 % Tataren, 1,4 % Uiguren, 4,9 % Sonstige)

Präsidialrepublik seit 1991

Staatsoberhaupt: Nursultan A. Nasarbajew (seit 1990)

Usbekistan

26,2 Mio. Einwohner (74 % Usbeken, 5,5 % Russen, 5 % Tadschiken, 4,2 % Kasachen, 2 % Tataren, 2 % Karakalpaken, 1,1 % Koreaner; Ukrainer, Kirgisen, Aseri, Turkmenen u.a.)

Präsidialrepublik seit 1992

Staatsoberhaupt: Islam A. Karimow (seit 1990)

Turkmenistan

4,8 Mio. Einwohner (73 % Turkmenen, 9,8 % Russen, 9 % Usbeken, 2 % Kasachen, 0,9 % Tataren; Ukrainer, Aseri, Armenier, Weissrussen u.a.)

Präsidialrepublik seit 1991

Staats- und Regierungschef: Saparmurad A. Nijasow (Turkmenbaschi, seit 1990, auf Lebenszeit, gestorben 21. Dezember 2006); Nachfolger: Gurbanguli Berdimuchamedow

Kirgistan

5,1 Mio. Einwohner (64,9 % Kirgisen, 13,8 % Usbeken, 12,5 % Russen, 1,1 % Dunganen, 1,0 % Ukrainer, 1,0 % Uiguren, 0,9 % Tataren, 0,9 % Kasachen, 0,9 % Tadschiken, 0,4 % Deutsche u.a.)

Präsidialrepublik seit 1991

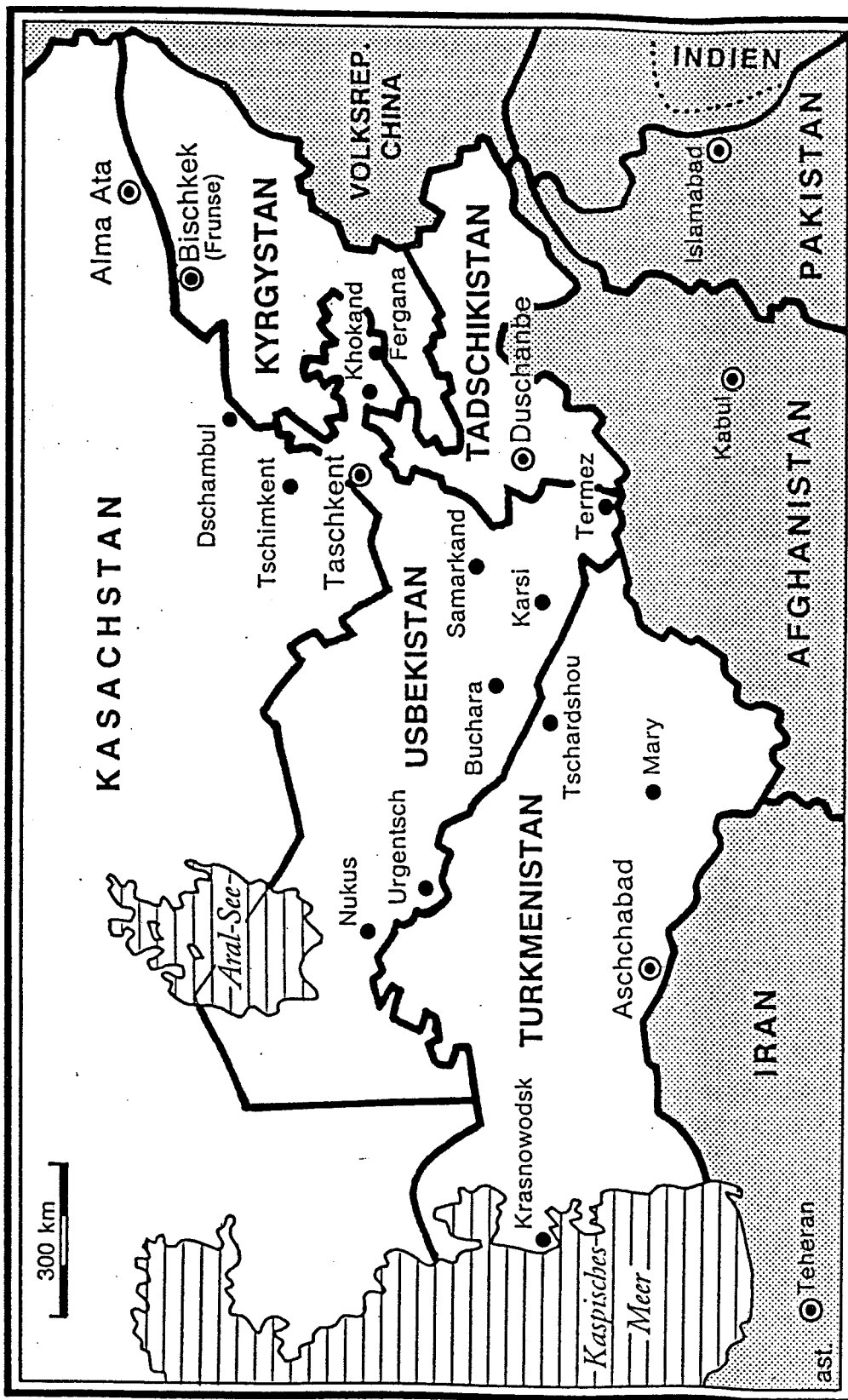
Staatsoberhaupt: Askar Akajew (seit 1991, gestürzt März 2005);
Nachfolger: Kurmanbek Bakijew (seit 25. März 2005)

Tadschikistan

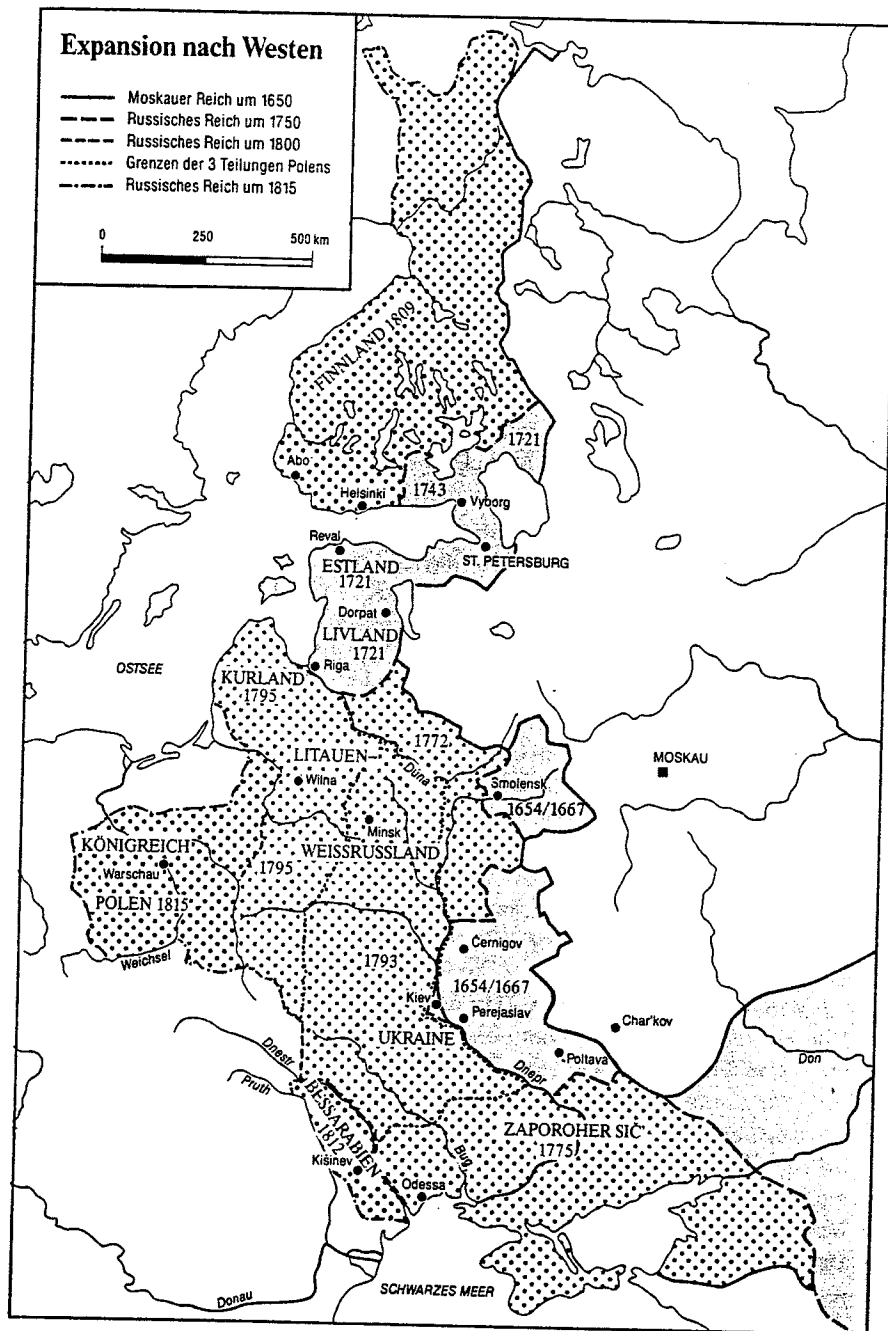
6,4 Mio. Einwohner (80 % Tadschiken, 15,3 % Usbeken, 1,1 % Russen, 0,3 % Tataren; Kirgisen, Ukrainer, Deutsche u.a.)

Präsidialrepublik seit 1994

Staatsoberhaupt: Emomali Rachmonow (seit 1992)

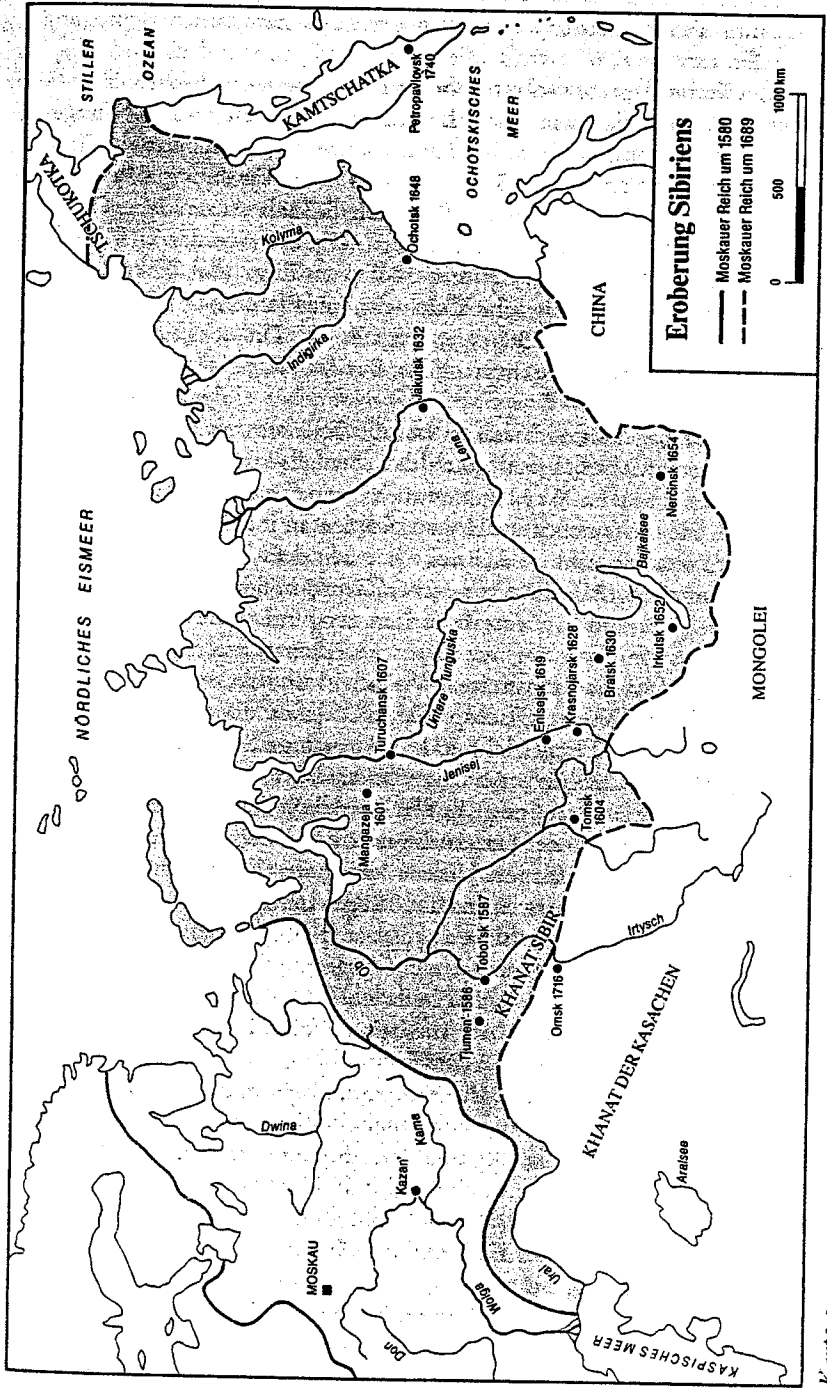


© F.A.Z.-Karte Sturm



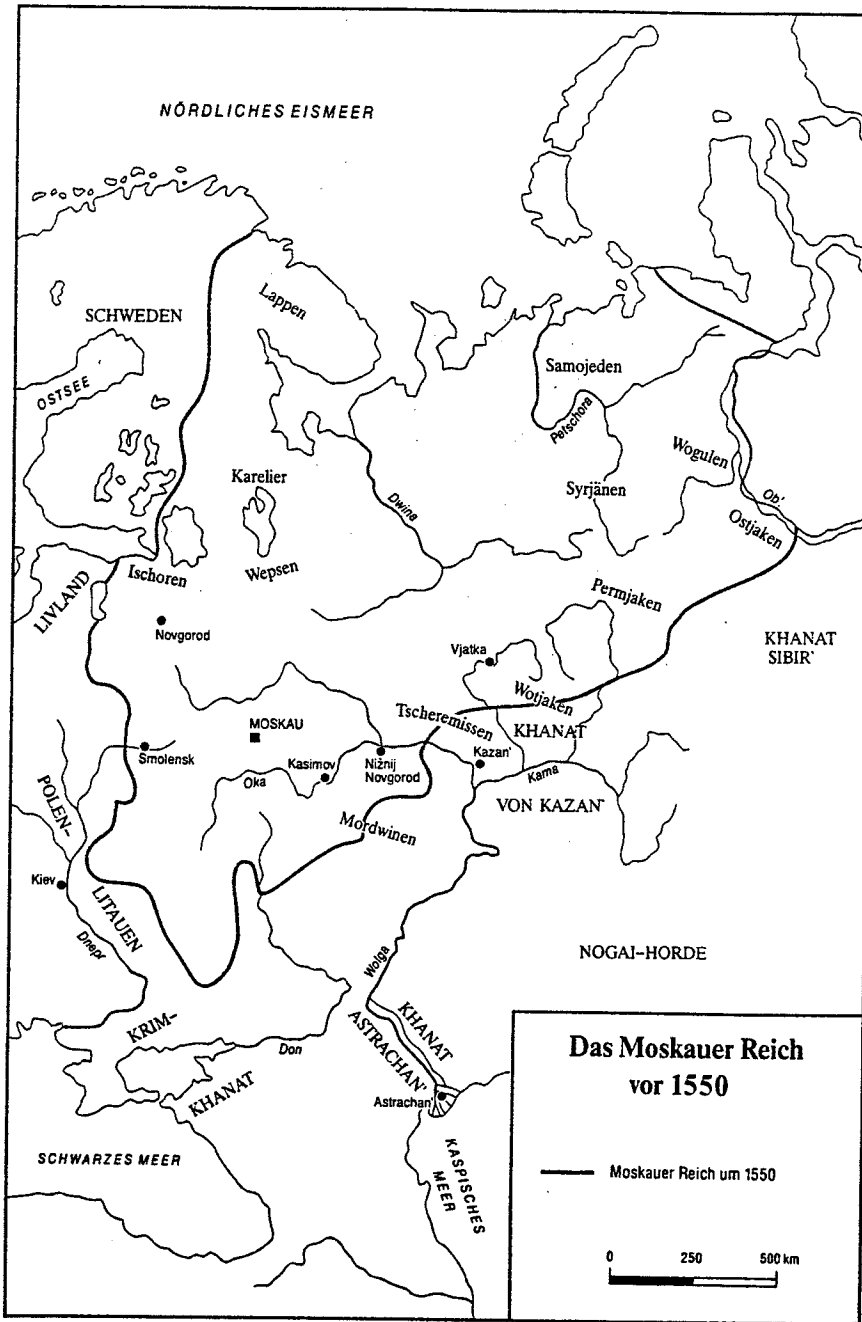
Karte 4

Kappeler, Vielvölkerreich,
S. 62



Karte 3

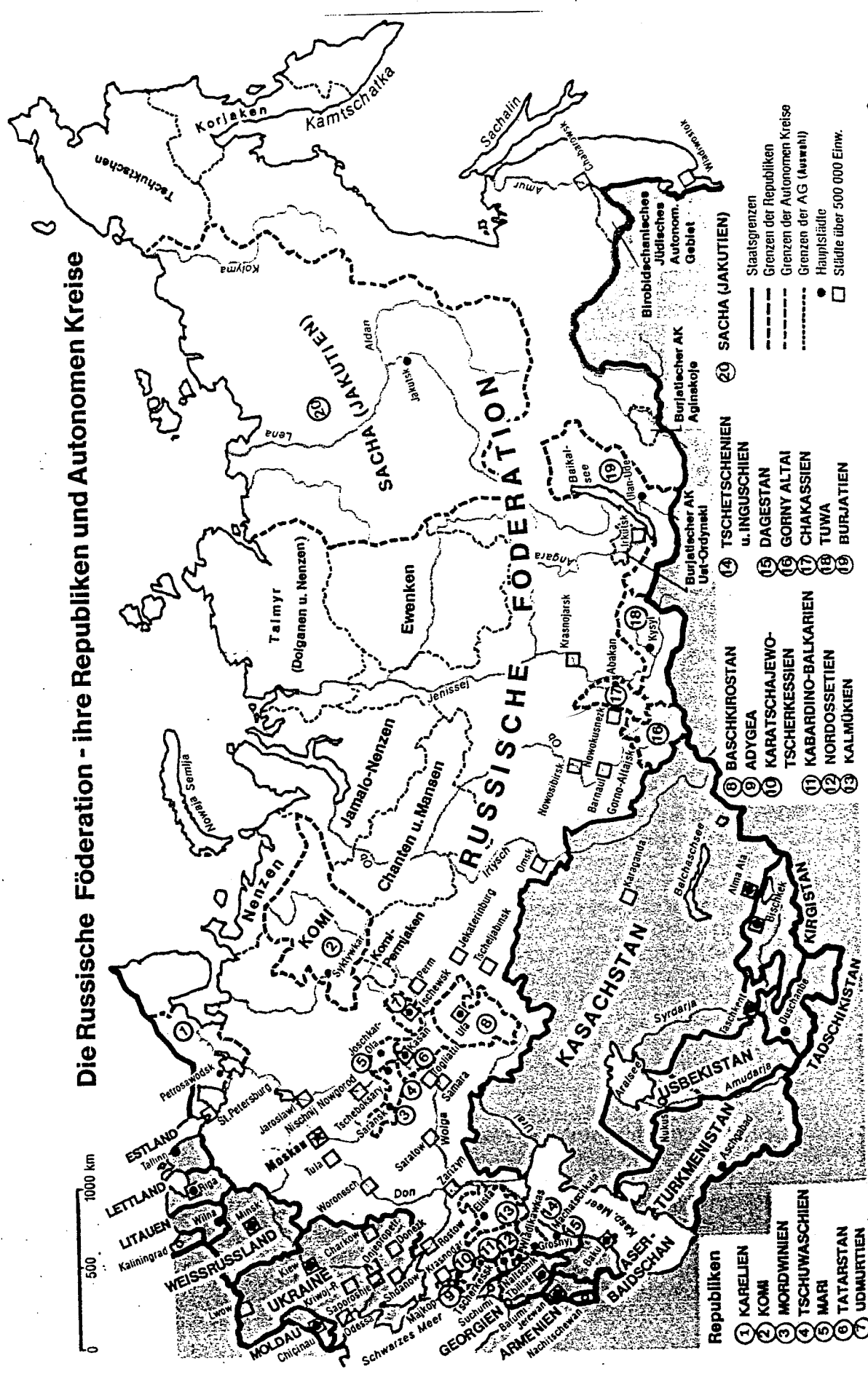
Kappeler, Vielvölkerreich, S. 57



Karte 1

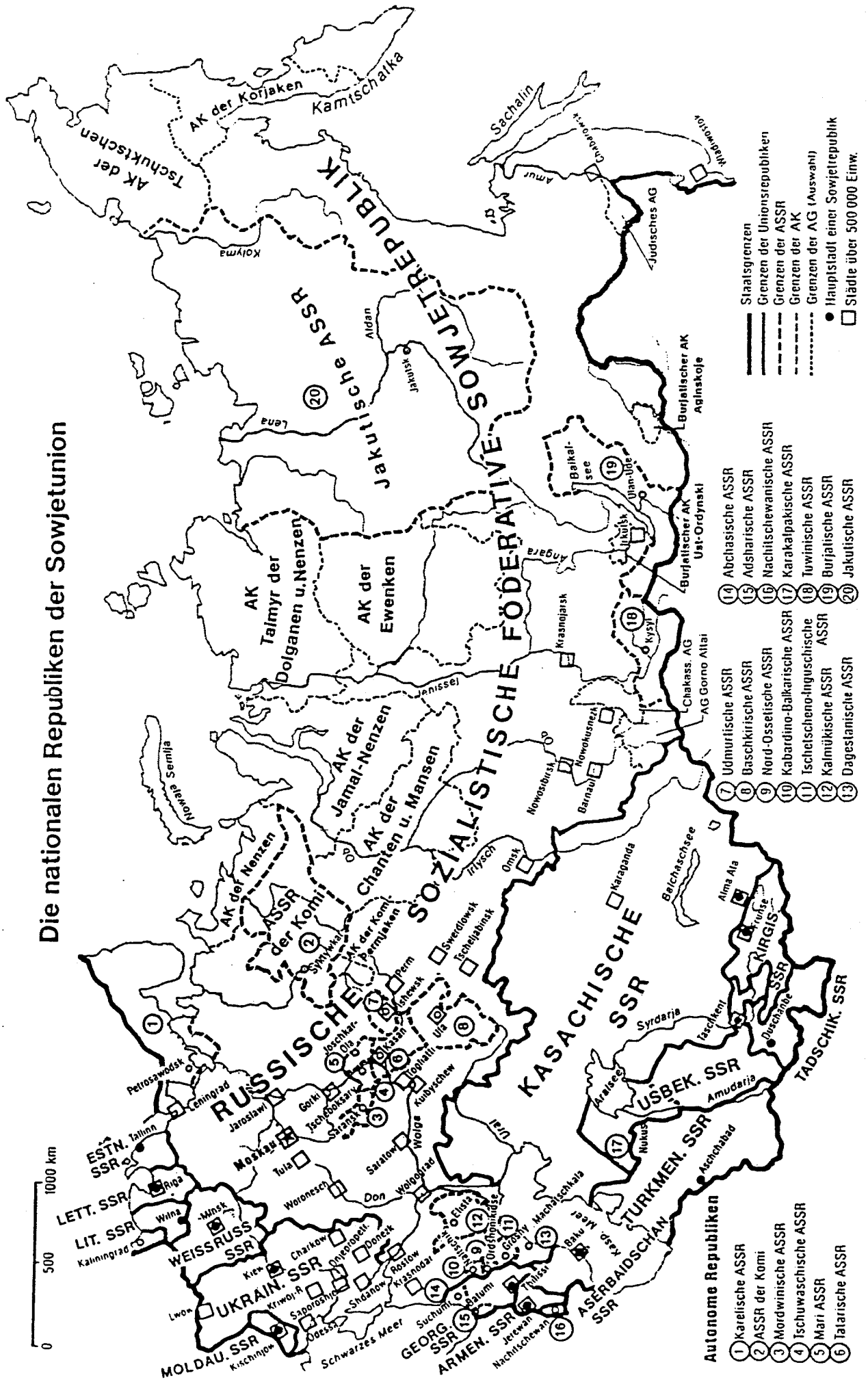
Kappeler, Vielvölkerreich,
S. 20

Die Russische Föderation - ihre Republiken und Autonomen Kreise

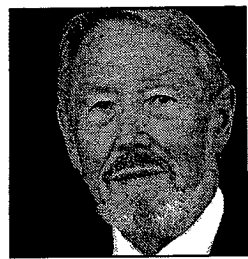


Fischer WA 193, Sp. 737f.

Die nationalen Republiken der Sowjetunion



Putin – Freund oder Feind?



Von Kurt R. Spillmann

Im Juni 2001 trafen sich George W. Bush und Wladimir Putin erstmals persönlich. «Ich habe dem Mann in die Augen gesehen. Ich fand ihn aufrichtig und vertrauenswürdig. Wir hatten ein sehr gutes Gespräch. Ich habe ein Gefühl von seiner Seele bekommen», kommentierte der US-Präsident. Und Condoleezza Rice meinte: «Die gute Beziehung zwischen den Präsidenten Bush und Putin und Russland solide in der westlichen Welt verankert zu sehen, ist die Verwirklichung eines 300 Jahre alten Traums, nicht nur eines Traums der Zeit seit dem Ende des Kalten Krieges.»

Diese Aussagen wurden vor erst sechs Jahren gemacht, in einer anderen Welt. Putin und Bush waren neu in ihren Ämtern, unerfahren und wenig profiliert. Der Terrorismus hatte die Welt noch nicht im Griff, der «Krieg gegen den Terrorismus» war noch nicht erfunden. An kriegerische Verwicklungen westlicher Staaten in Afghanistan und im Irak dachte niemand, und nach der Implosion der Sowjetunion war das neue Russland ein schwaches und im Westen tief verschuldetes Staatswesen, an dessen Spitze ein blasser ehemaliger KGB-Offizier stand, der offensichtlich gute Beziehungen zu den ehemaligen Gegnern des Kalten Krieges suchte. Vor diesem Hintergrund muss Condoleezza Rices krasse Fehleinschätzung verstanden werden, dass Russland «solide in der westlichen Welt verankert» sei.

Balanceakt des Kremls

Nach 9/11 schien sich die amerikanisch-russische Freundschaft im Zeichen des weltweiten Kampfes gegen den Terrorismus noch zu vertiefen. Doch bald zeigte sich ein neues Auseinanderdriften der Interessen: Bush ordnete Amerikas Prioritäten ganz dem «Krieg gegen den Terrorismus» und der Missionsarbeit für die Demokratie unter, wogegen Russland unter Putin sich nach den chaotischen Jelzin-Jahren auf die Konsolidierung im Innern und die Rückgewinnung der russischen Weltgeltung zu besinnen begann. Der Versuch der Anbiederung an den Westen und

die kapitalistischen Experimente wurden aufgegeben. Putin identifizierte die riesigen Energievorräte Russlands als den eigentlichen Hebel zur Rückgewinnung wirtschaftlicher und weltpolitischer Macht.

Die Machtballung des Kremlherrn beunruhigte nur wenige Intellektuelle in der russischen Bevölkerung. Eine grosse Mehrheit schien eine starke Führung und die Rückwendung zu früheren Verhaltensmustern – eine Art «Sowjetunion light» – zu schätzen. Für den Westen wurde die Wende zur härteren Gangart mit der Verhaftung des damals reichsten Oligarchen Michail Chodorkowski im Oktober 2003 sichtbar. Auch die Abschaffung der Volkswahl der Provinzgouverneure 2004, die Ausmerzung kritischer Medienstimmen und die Unterstellung aller NGO unter Staatskontrolle wiesen in diese Richtung.

Im Westen westlich und in Russland russisch zu erscheinen, das ist der Balanceakt, der von Putin gefordert ist, will er weder die Unterstützung des Westens noch

Unbeirrt wird Russland den Weg der eigenen Interessen gehen.

die seiner eigenen Bevölkerung verlieren. Seine jüngsten Münchner Provokationen vom 10. Februar an die Adresse der USA sind deshalb ebenso sehr innen- wie ausserpolitisch zu interpretieren, als Manifestation des zurückgewonnenen russischen Selbstbewusstseins nach innen wie nach aussen. Richtigerweise hat der neue US-Verteidigungsminister Robert Gates darauf mit souveräner Gelassenheit reagiert.

Ohne westliche Technologie, ohne westliche Milliardeninvestitionen und ohne erfahrene westliche Manager aus der Energiebranche können die gewaltigen russischen Gas- und Ölvorkommen den Markt nicht oder nicht in der vertraglich zugesagten Menge erreichen. Eine brutale Verstaatlichung ganzer Unternehmen und Industrien nach dem Vorbild der Sowjetunion steht deshalb nicht mehr zur Diskussion. Zeitgemässere Methoden sind gefragt, um die Aktienmehrheit an relevanten Unternehmen und Projekten unter die Kontrolle der staatlichen Gas- und Ölgiganten Gazprom und Rosneft zu bringen.

Wie rücksichtslos diese Ansprüche durchgesetzt werden, belegen die Zerschlagung des Yukos-Konzerns oder die von Royal-Dutch-Shell erzwungene Abtretung der Mehrheit an Sachalin-2. Wirtschaftliche Zusammenarbeit mit westlichen Unternehmen ist erwünscht, aber

nur so weit, als sie Putins Zielen und der Stärkung Russlands nützt.

Mittlerweile deckt Russland fast ein Drittel des europäischen Gasverbrauchs. Die Unterbrechungen in der Versorgung der Ukraine und Weissrusslands mit ihren Auswirkungen auf weiter westlich liegende Konsumenten haben gezeigt, dass Russland die «Energiewaffe» durchaus einzusetzen bereit ist, und die Vorbereitungen einer «Gas-Opec» mit dem Iran und andern Gasproduzenten im Nahen Osten eröffnen weitere, zur Vorsicht mahnende Perspektiven.

Putin betont seinen westlichen Kunden gegenüber immer wieder die Verlässlichkeit Russlands. Er weiss sehr wohl, dass die gesamte russische Industrie Milliardeninvestitionen braucht, die nicht allein aus den Gas- und Erdöleinnahmen zu bestreiten sind. Er weiss auch, dass ein isoliertes Russland ohne technologischen Fortschritt immer weiter zurückfallen würde, dass also in einer globalisierten Welt der Austausch nicht nur von Kapital, sondern auch von Know-how essenziell ist, um das Land als Industrienation zu erhalten.

Gegenseitige Abhängigkeit

Russische Innen-, Aussen- und Wirtschaftspolitik scheinen deshalb oft völlig verschiedene Väter zu haben: Im Innern ist Putin die «starke Hand», die eigenmächtig bis zur Willkür über einen machtvollen Beamtenapparat regiert, aber zugleich grosse Netzwerke von Korruption und organisierter Kriminalität duldet, wo sie zur lokalen Stabilität beitragen. Im Äusseren ist er der Umgängliche, der aber knallhart eigene Interessen verfolgt, sei es durch Positionierung als Gegenmacht zu den USA im Nahen Osten (besonders im Disput mit dem Iran) oder als potenzieller Energielieferant und Brückenmacht nach Asien, besonders nach China. Im Wirtschaftlichen ist er der Undurchschaubare, der Investitionen begrüsst und kapitalistische Spielregeln verspricht, um bald darauf bedrohlich erscheinende Ansprüche am manipulierten Rechtssystem scheitern zu lassen.

Russland als grösste Landmacht der Welt mit seinen grossen Energiereserven, seinen Atomwaffen und seiner spannungsvollen Vergangenheit und Gegenwart ist kein Kumpel. Putin, der Judo-Kämpfer, hat einen stählernen Kern im schwächtigen Körper. Hinter der sanften Sprache und dem gewinnenden Auftreten steckt ein Machtbewusstsein, das tief in die Geschichte zurückreicht, aber vor allem in der Sowjetunion verwurzelt ist. Russland wird sich nicht manipulieren und zu nichts nötigen lassen. Druckversuche von

2

aussen werden seinen Kurs höchstens negativ beeinflussen. Unbeirrt wird es den Weg der eigenen Interessen gehen. Putin ist kein «solide im Westen verankerter» Freund, aber auch kein Feind. Ihn zum Feind zu stempeln, wäre Torheit.

Kurt R. Spillmann ist em. Professor für Sicherheitspolitik und Konfliktforschung, ETH Zürich, Gründer und Leiter (bis 2002) der Forschungsstelle für Sicherheitspolitik und Konfliktanalyse und des Zentrums für Internationale Studien (CIS), ETH/Universität Zürich.

Tschetschenien

Literaturauswahl

Altrichter Helmut: Kleine Geschichte der Sowjetunion 1917-1991. Beck'sche Reihe 1015. 3., Neubearb. u. erw. Aufl. München 2001

Gorzka Gabriele/Schulze Peter W.: Wohin steuert Russland unter Putin? Der autoritäre Weg in die Demokratie. Frankfurt am Main 2004

Halbach Uwe/Kappeler Andreas (Hg.): Krisenherd Kaukasus. Baden-Baden 1995

Hassel Florian (Hg.): Der Krieg im Schatten. Russland und Tschetschenien. Suhrkamp 2326. Frankfurt am Main 2003

Kappeler Andreas: Russland als Vielvölkerreich. Entstehung, Geschichte, Verfall. Beck'sche Reihe 1447. München 2001

Krech Hans: Der Zweite Tschetschenien-Krieg (1999-2002). Ein Handbuch. Berlin 2002

Politkovskaja Anna: Tschetschenien. Die Wahrheit über den Krieg. Köln 2003

Pulverfass Tschetschenien. Russlands koloniales Erbe im Nordkaukasus. NZZ Fokus 22, September 2004

Reitschuster Boris: Wladimir Putin. Wohin steuert er Russland? Berlin 2004

Shevtsova Lilia: Putin's Russia. Rev. and expanded edition. Washington DC 2005

Thumann Michael: Das Lied von der russischen Erde. Moskaus Ringen um Einheit und Grösse. Stuttgart 2002